

Das weiße Zimmer.

Roman von Fergus Hume.

(10. Fortsetzung.)

„Meinen Sie, mir drohe Gefahr?“

„Ja, das meine ich!“

„Aber ich kann doch mein Alibi nachweisen!“

„Nun gut — wodurch?“

„Ich schlief an jenem verhängnisvollen Abend in meiner Wohnung bis neun Uhr. Eine halbe Stunde später ging ich ins Theater. Und Flora Brand wurde vier neun Uhr ermordet.“

„Das ist alles recht schön und gut, erwiderte der Amerikaner gemächlich, aber Sie waren später in der Villa Major — Sie haben durch Frau Brands Tod ein ungeheures Vermögen geerbt, und der Dolch ist Ihr Eigentum!“

„Tracy, ich schwöre Ihnen bei Gott, daß Frau Brand bereits tot und erstarrt war, als ich ihre Leiche erblickte!“

„Warum riefen Sie da nicht die Polizei?“

„Weil ich den Kopf verloren hätte!“ entgegnete Arnold verärgert.

Tracy schüttelte den Kopf. „Gerade in dem Moment mußten Sie den Kopf verlieren, wo Sie ihn am notwendigsten brauchen! Wenn Sie die Polizei gerufen und erklärt hätten, wie Sie in der Villa kamen, dann wäre alles gut gewesen.“

„Aber das Geld, das ich durch Frau Brands Tod erbeite!“ warf Calvert ein.

„Sie wußten damals noch nichts davon?“

„Nein. Ich erfuhr es erst durch den Brief des Rechtsanwalts Merry.“

„Das Gericht wird annehmen, Sie hätten vorher darum gewußt, und man hätte das dann als Schuldbeweis betrachtet.“

„Schuldbeweis?“ fragte Arnold.

„Wie meinen Sie das? Ich glaube nicht, daß man mich —“

„Ich glaube, daß man Sie verhaften wird,“ fiel der Amerikaner ernstfüchtig ein. „Sagen Sie jedenfalls darauf gefaßt. Ihr griechischer Professor gibt die Erblichkeit seiner Cousine ohne Kampf nicht auf!“

„Sie mistrauen ihm?“

„Nein und ob! Solange er hinter seinen Rücken nicht blickt, war er ein ganz harmloser Bube. Jetzt aber, da es sich für ihn um ein so großes Vermögen handelt, legt er alles daran, zu gewinnen. Also Vorsicht, Calvert! Nun erzählen Sie mir alles ausführlich. Wir wollen dann gemeinsam beraten, was zu tun ist.“

Arnold ärgerte sich ein wenig, dann erzählte er dem Amerikaner bis in die kleinsten Einzelheiten alles, was sich ereignet hatte, bis zum Moment an, da er den gefälschten Brief erhalten hatte. Als er beendet, wünschte Tracy die gefälschten Briefe zu sehen.

„Ich habe sie nicht bei mir,“ versetzte Arnold.

„Erinnern Sie sich noch des Datums?“ fragte der Amerikaner.

„Gleich. Beide Briefe waren am 23. Juli geschrieben.“

„Nun, am 24. auf die Post gegeben. Sonderbar.“

„Aber einer wurde durch die Post erpediert. Der andere wurde durch einen Boten überbracht.“

„Haben Sie auf den gefälschten Brief geantwortet?“

„Nein. Ich erhielt ihn erst spät am Nachmittag. Da ich bestimmt annahm, er käme von Laura, hoffte ich sie eher zu sehen und zu sprechen, als ein Brief sie erreichte.“

„Hat Fräulein Major nach dem Kopfhempel gesehen?“

„Nein. Sie hat das Couvert verbrannt.“

„Schade, schade. Wir hätten dann vielleicht feststellen können, in welchem Bezirk der Brief aufgefunden war. Aber vielleicht erfahren wir noch auf welchem Amt der Brief aufgegeben war.“

„Das wird schwer halten.“

„Ich werde es schon herausbekommen!“ entgegnete Tracy selbstbewußt, und wenn ich ganz London durchsuchen sollte. Sagen Sie, Calvert, haben Sie ein Gerücht gehört, während Sie in der Villa waren?“

„Nein, nicht das geringste. Und doch — er ärgerte.“

„Wer hat denn eigentlich gefungen, während Sie mit Miller sprachen?“ fragte der Amerikaner.

„Jetzt frang Arnold auf und blickte Tracy an. „Das war ja das furchtbare non allem, Tracy! Ich weiß es nicht!“

„Sie waren doch aber in dem Zimmer.“

„Ich war in dem Zimmer und ich sah die Ermordete, in der ich meine Cousine erkannte. Ich sah den Polizisten draussen auf und abgehen. Als ich dachte, er sei nicht mehr da, verließ ich das Haus.“

„Einen Augenblick. Sie haben zu Fräulein Major gesagt, Sie hätten gesehen, wie er sich auf das Gelände des Gartens legte. Denken Sie mir, oder nicht?“

Arnold erwiderte leicht. „Ich sage Ihnen die strengste Wahrheit. Ich war so verwirrt und so befürgt, daß ich alles untereinander mischte. Ich

verließ das Zimmer, bevor der Morgensang begann. In der Halle wartete ich ungefähr zehn Minuten, dann öffnete ich die Tür —“

„Warum gingen Sie nicht zurück und sahen nach, wer drinnen lag?“

„Tracy, ich konnte nicht! Wahrscheinlich, ich konnte nicht! Ich war vor Entsetzen wie wahnsinnig, als ich das weiße Zimmer verließ. Ich erkannte die Gefahr, in der ich mich befand. Als ich in der dunklen Halle wartete, hörte ich eine weibliche Stimme, „Heimat, süße Heimat!“ singen. Ich war so entsetzt, daß ich nicht wußte, was tun. Mein einziges Verlangen war, aus dem schrecklichen Hause zu kommen. Ich öffnete die Tür und erblickte den Polizisten am Tor. Erst zögerte ich — dann schritt ich auf ihn zu — das andere wissen Sie.“

Tracy betrachtete ein Weibchen angelegentlich seine Stiefelspitzen und überlegte. „Wie könnte es sein, daß Sie nicht zurückgingen und nachsehen, wer sang. Vielleicht hätten Sie dann die Mörderin entdeckt.“

„Die Mörderin?“

„Ja, die Mörderin. Da es eine Frau war, welche das Lied sang —“

„Ich glaube nicht, daß eine Frau den Morgensang singt,“ unterbrach ihn Calvert. „Eine Frau hätte sich nicht der Gefahr ausgesetzt, daß ich zurückkäme.“

„O, Sie sind schon gewohnt haben, daß Sie zu Tode erschrocken waren! Vielleicht dachte sie, Sie wären bereits fort. Machten Sie die Tür leise zu.“

„So leise, daß nicht einmal Miller es hörte.“

Tracy schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab. „Na, ich habe mir vorgenommen, hier alles gründlich zu durchsuchen.“

„Wozu?“ fragte Calvert verwundert.

„Um Briefe, Photographien, Tagebuchaufzeichnungen oder ähnliches Zeug zu finden.“

„Sie werden damit kein Glück haben. Der Herr hat doch bereits die Entdeckung gemacht, daß mit solchen Dingen hier ordentlich umgegangen worden ist — wahrscheinlich hat der Mörder das befohlen, damit das Geheimnis ja nicht entfällt.“

„Oh, ja, das mag sein. Aber Der Herr ist ein Narr. Er mag alles auf gründlichste durchforscht haben — die Aufgründe hat er doch nicht unterfucht! Ich aber habe es getan und ich fand eine zerrissene Photographie.“

„Von Brand?“ unterbrach ihn Arnold rasch.

„Nein, von Frau Brand.“

Calvert machte ein enttäuschtes Gesicht. „Eine solche besitzt Der Herr bereits.“

„Ja, ja, er scheint aber nicht zu wissen, was er damit anfangen soll. Auf dem Bild steht doch der Name des Photographen.“

„Nun — und?“

„Und ich werde zu diesem Photographen gehen und ihn fragen, ob er vielleicht ein Bild von Herrn Brand besitzt. Verheiratete Leute pflegen sich doch mal zusammen photographieren zu lassen. Aber auch wenn Herr und Frau Brand sich nie zusammen haben photographieren lassen, dann ist immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß Herr Brand seine Frau zum Photographen begleitete.“

„Ich werde schon ein Bild des Herrn Brand aufstreifen.“

„Über wozu?“

„Vielleicht führt es mich auf eine Spur. Vielleicht hat er diejenige geliebt, die seine Frau ermordete.“

„Das ist alles Theorie,“ wandte Arnold ungeduldig ein.

„Schadet nicht,“ entgegnete der Amerikaner. „Gallo, was ist das?“

„Es hatte an der Haustür geklingelt. Arnold Calvert trat rasch ans Fenster, zog sich jedoch schnell wieder zurück und sagte: „Jahres steht draussen.“

„Jahres? Was will denn der hier? Na, ich mir auch recht. Bin doch neugierig, den Mann zu sehen, den Sie als Detektiv angestellt haben.“

Gleich darauf stand Jahres, die und rund und rot und außer Atem, im Zimmer und war nicht wenig erschrocken, seinen Auftraggeber hier zu finden.

„Ich kam bloß, um mir das Haus mal genau anzusehen,“ sagte er. „Aber ich hätte es mir nicht träumen lassen, Sie oder Herrn Tracy hier zu treffen.“

„Wie? Sie sind der Amerikaner ein,“ fragte er.

„Jahres setzte sich auf einen Stuhl und wuschelte sich die Stirn mit dem Taschentuch.“

„Arnold. Ja, guckte eines Tages bei Professor Bocaros zum Fenster hinaus und sah Sie vorübergehen. Sie gingen mit einer jungen Dame. Der Professor nannte mir Ihren Namen.“

„Eh, gut, schon gut. Also Sie sehen mich hier, weil ich das den Morgensang umgebende Wästel lösen will.“

Jahres blickte fragend auf Calvert.

„Sie haben doch diese Angelegenheit mir übertragen, Herr Calvert,“ sagte er in vorwurfsvollem Tone.

„Freilich hat er das,“ rief Tracy, „Aber

Sie werden für Ihre Arbeit bezahlt, und ich bin Amateur-Detektiv. Es kann doch niemand was dagegen haben, wenn ich mich für die Sache interessiert.“

„Nein, das nicht,“ versetzte Jahres fleißig. „Aber ich ziehe es vor, allein zu arbeiten.“

„Na, ich werde Sie auch nicht hindern.“ Damit zündete sich Jahres eine Zigarette an und rauchte gemächlich.

Jahres, der seinen Vorgesetzten nicht verbergen konnte, drehte dem Amerikaner den Rücken zu und wandte sich an Calvert.

„Soll ich Ihnen Bericht erstatten, Herr Calvert?“

„Ich bitte darum,“ antwortete der junge Mann, der sich über Jahres Verhalten amüsierte.

„Ich möchte lieber allein mit Ihnen sprechen.“

Tracy zuckte die Achseln.

„Ich kann ja einnehmen ins Nebenzimmer gehen,“ sagte er und erhob sich. „Rufen Sie mich, Herr Calvert, wenn die geheime Sitzung zu Ende ist.“ Damit verließ er, ein Viehchen trällernd, das Zimmer. Jahres sah ihm nichttraulich nach. Er hörte den Amerikaner draussen im Garten singen und wußte, daß sie ungestört waren. Bald darauf verknallte das Triller, Jahres erzählte jedoch so voll Eifer, daß er gar nicht daran dachte, Tracy folgen zu lassen. Er öffnete vorsichtshalber jedoch die Tür des Nebenzimmers und ließ sie offen stehen, damit der Amerikaner nicht etwa das Ohr ans Schlüsselloch legen könne. Dann nahm er wieder Platz.

Das Gespräch zwischen Jahres und Calvert war nur von kurzer Dauer, denn der Schauspielere merkte sehr bald, daß sein Detektiv darauf hin war, ihn um Geld zu schröpfen.

Jahres stellte seinem Auftraggeber in drohender Silberzunge vor, wie Professor Bocaros ihm, Calvert, das geerbte Geld nicht gönne und ihm die Erblichkeit streitig zu machen beabsichtige. In diesem Zweck suchte er nach Verdachtsgründen gegen Calvert, und habe deren schon manche sehr gravierende ermittelt. So zum Beispiel, daß Calvert der junge Mann mit dem Spitzbart gewesen sei, der in der Mondnacht mit dem Polizisten Miller gesprochen und den Schlüssel zur Villa verloren habe.

Calvert wurde zwar durch diese „Entwicklungen“ etwas benehmt, doch behielt er Jahres gegenüber seinen Gleichmut und suchte die aufgezählten Schuldbelege gegen ihn als trügerisch hinzustellen. Er erklärte, seine Geldforderungen verträglich zu Jahres auf eine spätere Zeit, worauf dieser sich einigermassen enttäuscht verabschiedete.

Als dann Tracy wieder das Zimmer betrat und von Calvert über den Zweck des Besuchs des Detektivs unterrichtet worden war, reichte er ihm die Hand und nahm mit den Worten Abschied. „Guten Sie sich vor diesem Menschen! Ich bin ein wenig Menschenkenner und mein Verdacht sagt mir, daß der Mann unter fallischer Fälschung steht, und wozu es gehen Sie im Schilde führt!“

Calvert dankte dem Freunde mit einem kräftigen Händedruck und nahm sich vor, seine Warnungen zu beherzigen.

15. Kapitel.

Professor Bocaros hatte es endlich für an der Zeit erachtet, mit dem Dienstmädchen Emilie Dorn, das ihm für seine geheimen Pläne von so großem Nutzen sein konnte, ins Reine zu kommen, und hatte sie um einen Besuch in seiner Wohnung gebeten.

Emilie war nur gar zu gern der Einladung gefolgt, denn auch sie trieb der Wunsch, über ihre Zukunft Gewißheit zu erlangen.

Nach herzlicher Begrüßung führte Bocaros das junge Mädchen in sein Arbeitszimmer, riefte den großen Koffer herbei, legte Holz und Kohlen in so verschwiegenem Hinstellen nach, daß das Feuer laut aufsprackelte, und fragte seine Besucherin, ob er ihr eine Tasse Tee bereiten dürfe.

Emilie nahm dankend an, worauf der Professor in die Küche eilte.

Während er abwesend war, sah sich Emilie prüfend in dem Zimmer um und dachte, daß Bocaros doch recht, recht oder nicht müsse. Emilie war ein sehr hübsches Mädchen. Wenn sie nicht die Gewißheit erhielt, daß Bocaros wirklich ein Baron war und Geld zu erwarren hätte, dann fiel es ihr gar nicht ein, ihn zu heiraten. Sie liebte schöne Kleider und konnte sich bei ihrem Gehalt solche nicht leisten. Sie hatte keine Ahnung, woher sie das Geld zu einer Aussteuer nehmen sollte. Aber Fanny wird schon helfen,“ tröstete sich die schlaue Emilie. Fanny war ihre Schwester, Frau Barnes. Wenn sie hörte, daß ich einen Baron heirate, tut sie schon ihr Möglichstes.“

Bald kehrte der Professor mit dem Tee zurück. Emilie nahm ihm mit freudigem Lächeln die Tasse aus der Hand, aber sie zog den Mund schief, als sie die ziemlich dicke Tasse mit dem schlechten Tee in die Lippen führte. Der Professor bemerkte es nicht. Er schloß das Fen-

ster, zog die Vorhänge zu und zündete die Lampe an. Dann setzte er sich neben seine Besucherin und sah sie lächelnd an. Das junge Mädchen war erlaucht über die Veränderung, die mit diesem Mann vor sich gegangen war. Er sah plötzlich um viele Jahre jünger aus, und aus seinen dunklen Augen leuchtete ein fast jugendliches Feuer. Unwillkürlich kam Emilie der Gedanke, daß, wenn dieser Mann besser geseitelt sei und mehr Fleisch auf den dünnen Gliedern habe, er für hübsch gelten könnte.

„Sie können sich nicht denken, was für eine Freude es mir ist, Sie in meiner beschriebenen Wohnung zu sehen,“ begann Bocaros endlich mit glückseligem Lächeln.

„Es ist ganz hübsch hier,“ gab Emilie zurück. „Hoffentlich können Sie sich später eine noch behaglichere Wohnung?“

„Vielleicht. Man kann nicht wissen, was die Zukunft bringt. Wissen Sie, was ich tun würde, wenn ich reich wäre?“

„Wahrscheinlich heiraten, nicht wahr?“

„Da müßte ich erst eine Frau wissen, die mich nicht!“

„O, Herr Professor, Ihnen kann das doch keine Schwierigkeiten bereiten!“

„Meinen Sie, Fräulein Dorn?“ fragte Bocaros mit glänzenden Augen. „Ich bin alt, ich bin arm, ich habe keine Stellung.“

„Aber ein Baron hat doch eine Stellung!“

„Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich ein Baron bin?“ fragte der Professor argwöhnisch.

„Der Jahres! Ist es nicht wahr?“

„O ja!“ antwortete der Griech langsam, „es ist wahr. In meinem Vaterland bin ich ein Baron, ich komme aus sehr altem Geschlecht. Als ich jedoch nach England kam, legte ich meinen Titel ab. Jahres weiß, daß ich Baron bin. Aber wie kam er dazu, es Ihnen zu sagen?“

Bocaros hatte nicht nötig gehabt, diese Frage zu stellen, denn Jahres hatte ihm die mit Emilie geübte Unterredung wieder erzählt und ihm den Rat gegeben, seinen Titel nicht zu verleugnen, wenn er auf Fräulein Dorns weltliches Herz Eindruck machen wolle. Bocaros hatte wirklich ein Recht auf den Titel Baron. Er gehörte einer alten, vornehmen Familie an, der nichts weiter geblieben war, als eben nur der Titel. Da ihm derselbe in seiner Lebenslage durchaus nichts nützen konnte, bezeugte er sich mit dem Titel Professor. In Emilien Augen sah er jetzt, welchen Wert sie auf den Titel legte, und er war Jahres im stillen dankbar für seinen guten Rat.

„Wie hübsch und vornehm das klingt! Frau Baronin!“ sagte Fräulein Dorn.

„Wer aber wird meine Frau Baronin sein?“

In Emilien Augen stand die Antwort nur zu deutlich. „Aber, lieber Herr Baron,“ rief sie lachend, „wie kann ich das wissen? Ach bitte, lassen Sie mich nicht so an! Sie machen mich ganz verwirrt! Ich weiß recht gut, daß es ich nicht schäme, wenn ich als junges Mädchen zu Ihnen komme.“

Bocaros lachte bitter.

„O, von mir haben Sie nichts zu befürchten, Fräulein Dorn! Ich bin Ihnen unangenehm. Für Sie als Bräutigam.“

„Aber, Herr Professor, Sie wollen mir doch nicht etwa einen Heiratsantrag machen?“ unterbrach ihn das junge Mädchen.

„Wäre Sie das befehlen?“

„Ja — ich weiß nicht. Ich habe noch nie einen richtigen Heiratsantrag bekommen — ich war immer so anpruchslos.“

„Wäre ich Ihnen genügen?“ fragte Bocaros zaghaft.

„Ich weiß es wirklich nicht, Herr Baron — sehen Sie, ich muß doch vor allem wissen, ob ich — Sie brach ab und sah sich im Zimmer um.“

„Ja, ja, es steht sehr hübsch bei mir aus. Ich bin arm — schrecklich arm!“ fiel Bocaros ein. „Aber — und wieder blickten seine Augen so dämonisch auf, daß Emilie beinahe erschrocken — oder vielleicht können Sie mich reich machen!“

„Ich — Sie reich machen? Ich verstehe Sie nicht!“

„Haben Sie Mut? Wollen Sie für Geld etwas tun?“

Emilie wurde unruhig. „Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß ich ein Vermögen erlangen kann, wenn Sie mir behilflich sind!“

Der Röder war zu verlockend, als daß die berechnende Emilie nicht angehoben hätte.

„Wenn es etwas ist, das sich mit der Ehre einer Dame verträgt,“ gab sie zögernd zurück. „Ich darf wohl annehmen, Baron, daß Sie von Ihrer zünftigen Gemahlin nichts Unehrenhaftes begehren! Bitte, sprechen Sie deutlicher!“

„Ich werde es tun, wenn Sie mir Entschlüsse geben. Wenn jemand erfährt, was ich vorhabe, dann ist's vorbei mit der Aussicht, meinen Titel wieder mit Anstand und Würde zu führen.“

„Was soll ich tun?“ harrte das junge Mädchen.

„Sie sollen mir nur über einiges Auskunft geben!“

„Auskunft — ich?“

Bocaros stand auf und lief, die Hände in die Taschen verkerft, im Zimmer auf und ab. „Sie erinnern sich doch des weißen Zimmers begangenen Verbrechens?“ fragte er dann.

Fräulein Dorn freute sich laut auf. „O, reden Sie nicht davon, Baron! Es hat meine Nerven erschüttert! Ich kann —“

„Hat es auch die Nerven Ihres Herrn erschüttert?“ unterbrach sie der Professor scharf.

„Meiner Herrin? Wieso?“

„Muss ich deutlicher sprechen?“ höhnte Bocaros.

„Ja,“ antwortete Emilie ruhig. „Sonst verstehe ich nicht.“

„Die Ermordete war meine Cousine. Sie hatte mir ihr Vermögen von fünf Millionen Mark vermachelt — still, unterbrechen Sie mich nicht! Arnold Calvert scheint Einfluß auf sie genommen zu haben, so daß sie ihr Testament änderte und ihm die fünf Millionen vermachelt! Ich hoffe ihm! Und ich will wenigstens die Hälfte von dem Geld, das er erbt!“

„Aber das Geld, das er erbt?“

„Ich habe allen Grund, anzunehmen, daß er der Mörder meiner Cousine ist — Sie sollen mich nicht unterbrechen! — Und wenn ich ihn das Verbrechens überführen kann, dann muß er mir die Hälfte geben und ich schmeiß ihn!“

„Da müßte ich erst eine Frau wissen, die mich nicht!“

„O, Herr Professor, Ihnen kann das doch keine Schwierigkeiten bereiten!“

„Meinen Sie, Fräulein Dorn?“ fragte Bocaros mit glänzenden Augen. „Ich bin alt, ich bin arm, ich habe keine Stellung.“

„Aber ein Baron hat doch eine Stellung!“

„Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich ein Baron bin?“ fragte der Professor argwöhnisch.

„Der Jahres! Ist es nicht wahr?“

„O ja!“ antwortete der Griech langsam, „es ist wahr. In meinem Vaterland bin ich ein Baron, ich komme aus sehr altem Geschlecht. Als ich jedoch nach England kam, legte ich meinen Titel ab. Jahres weiß, daß ich Baron bin. Aber wie kam er dazu, es Ihnen zu sagen?“

Bocaros hatte nicht nötig gehabt, diese Frage zu stellen, denn Jahres hatte ihm die mit Emilie geübte Unterredung wieder erzählt und ihm den Rat gegeben, seinen Titel nicht zu verleugnen, wenn er auf Fräulein Dorns weltliches Herz Eindruck machen wolle. Bocaros hatte wirklich ein Recht auf den Titel Baron. Er gehörte einer alten, vornehmen Familie an, der nichts weiter geblieben war, als eben nur der Titel. Da ihm derselbe in seiner Lebenslage durchaus nichts nützen konnte, bezeugte er sich mit dem Titel Professor. In Emilien Augen sah er jetzt, welchen Wert sie auf den Titel legte, und er war Jahres im stillen dankbar für seinen guten Rat.

„Wie hübsch und vornehm das klingt! Frau Baronin!“ sagte Fräulein Dorn.

„Wer aber wird meine Frau Baronin sein?“

In Emilien Augen stand die Antwort nur zu deutlich. „Aber, lieber Herr Baron,“ rief sie lachend, „wie kann ich das wissen? Ach bitte, lassen Sie mich nicht so an! Sie machen mich ganz verwirrt! Ich weiß recht gut, daß es ich nicht schäme, wenn ich als junges Mädchen zu Ihnen komme.“

Bocaros lachte bitter.

„O, von mir haben Sie nichts zu befürchten, Fräulein Dorn! Ich bin Ihnen unangenehm. Für Sie als Bräutigam.“

„Aber, Herr Professor, Sie wollen mir doch nicht etwa einen Heiratsantrag machen?“ unterbrach ihn das junge Mädchen.

„Wäre Sie das befehlen?“

„Ja — ich weiß nicht. Ich habe noch nie einen richtigen Heiratsantrag bekommen — ich war immer so anpruchslos.“

„Wäre ich Ihnen genügen?“ fragte Bocaros zaghaft.

„Ich weiß es wirklich nicht, Herr Baron — sehen Sie, ich muß doch vor allem wissen, ob ich — Sie brach ab und sah sich im Zimmer um.“

„Ja, ja, es steht sehr hübsch bei mir aus. Ich bin arm — schrecklich arm!“ fiel Bocaros ein. „Aber — und wieder blickten seine Augen so dämonisch auf, daß Emilie beinahe erschrocken — oder vielleicht können Sie mich reich machen!“

„Ich — Sie reich machen? Ich verstehe Sie nicht!“

„Haben Sie Mut? Wollen Sie für Geld etwas tun?“

Emilie wurde unruhig. „Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß ich ein Vermögen erlangen kann, wenn Sie mir behilflich sind!“

Der Röder war zu verlockend, als daß die berechnende Emilie nicht angehoben hätte.

„Wenn es etwas ist, das sich mit der Ehre einer Dame verträgt,“ gab sie zögernd zurück. „Ich darf wohl annehmen, Baron, daß Sie von Ihrer zünftigen Gemahlin nichts Unehrenhaftes begehren! Bitte, sprechen Sie deutlicher!“

„Ich werde es tun, wenn Sie mir Entschlüsse geben. Wenn jemand erfährt, was ich vorhabe, dann ist's vorbei mit der Aussicht, meinen Titel wieder mit Anstand und Würde zu führen.“

„Was soll ich tun?“ harrte das junge Mädchen.

„Sie ist aber eine harte und graue same Frau!“

„Das ist sie! Und Sie würde mich töten, wenn sie wüßte, daß ich geschwagt habe!“

„Bah! Ist sie erst in den Händen der Polizei, dann kann Sie Ihnen nichts mehr anhaben. Kommen Sie, Emilie, fassen Sie mir alles. Sie war also in der Stadt?“

„Ja,“ gestand Emilie, leise weinend. „Dann richtete sie sich plötzlich entschlossen empor. „Ich will Ihnen alles sagen, aber Sie müssen auch Ihr Versprechen halten! Tun Sie es nicht, dann leugne ich alles ab! Dyne mich können Sie doch nichts anfangen.“

Bocaros küßte ihr ernst die Hand. „Ich wünsche ja nichts schändlicher, als Sie zu befragen, liebes Kind. Nun erzählen Sie.“

„Als wir in Westkiff weilten,“ begann Emilie, „fiel es mir auf, daß Frau Feller immer misgelaunt war. Ihre übliche Laune wurde schlimmer und schlimmer und sie zante sich oft mit ihrem Gatten. Am 24. Juli erhielt Herr Feller einen Brief, bei dem ihm Herr Feller erkrankte. Ich hatte ihm den Brief gebracht. Als er ihn gelesen, wurde er noch bleicher und steckte ihn haltig in die Tasche. Frau Feller war ebenfalls im Zimmer; sie sah ihren Gatten schief an, sagte jedoch nichts. Als ich das Zimmer verlassen, wechselten sie heftige Worte und den ganzen Tag über sah Frau Feller wütend aus. Ihr Gatte lagte über Unwohlsein infolge Erkältung.“

„War er wirklich erkrankt?“

„Das schon, aber nicht so schlimm, daß er hätte zu Bett gehen müssen, wie er es tat. Er blieb in seinem Zimmer. Frau Feller verließ den ganzen Tag das Haus nicht. Vor sechs Uhr kam sie heraus und sagte dem Diener, sein Herr sei eingekerkert und dürfe nicht gestört werden. Dann rief sie mich ins Zimmer und sagte mir, sie hätte etwas Wichtiges in London zu besorgen. Sie wünschte nicht, daß man ihre Abwesenheit merke und bot mich, eines ihrer Kleider anzuziehen und solange im Wohnzimmer sitzen zu bleiben, bis sie zurück sei.“

„Sagte sie Ihnen nicht, was sie zu besorgen hätte?“

„Nein; ich nahm an, sie ginge zu ihrem Bruder Friedrich. Da sie sich mit ihrem Gatten getraut, dachte ich, der Brief, den Herr Feller erhalten, handele von unangenehmen geschäftlichen Dingen.“

„Was für geschäftlichen Dingen?“

„Herr Feller ist doch Teilhaber der Firma Mason & Sohn. Also ich dachte, sie ginge zu ihrem Bruder und Herr Feller sollte nichts davon wissen. Und ich hatte die Überzeugung, daß ich inzwischen für sie gelten sollte, damit ihr Mann und die Dienstmädchen von ihrer Abwesenheit nichts erführen. Als ich einordnete, Herr Feller könne mich rufen, antwortete ich, das sei unangenehm, er habe ein Schlafpuder genommen und werde jedenfalls bis zum Morgen schlafen. Sie befragte mich so gut, daß ich in alles einwilligte. Ich zog ihr Kleid an und setzte mich ins Wohnzimmer. Sie sagte dann noch zu den anderen Dienstmädchen, sie könnten zu Bett gehen, da sie nicht mehr gebraucht würden. Ich blieb den ganzen Abend ungestört.“

„Den Dienstmädchen hatte ich gesagt, ich dürfe ausgehen. Meine Herrin fuhr mit dem Sechshubzug nach London.“

„Wann kam sie zurück?“

„Nach Mitternacht — mit dem letzten Zug.“

„Sah sie erregt oder verstört aus?“

„Nicht im geringsten. Sie trat ruhig ins Zimmer und sagte, die Angelegenheit sei erledigt. Dann schickte sie mich zu Bett, nachdem sie sich noch erkundigt, ob ich ungestört geblieben sei und ob die anderen Dienstmädchen nichts gemerkt hätten.“

„Ramen Ihnen das nicht verdächtig vor?“

<